

Gesundheit, aber sofort!

Früher glaubte der Patient, was der Hausarzt sagte. Heute will er beim kleinsten Fieber eine Blutanalyse. Der technologische Fortschritt in der Medizin führt zu Luxus-Ansprüchen für jedes Bobo. Das erhöht die Kosten im Gesundheitswesen. **Von Gordana Mijuk und Anja Burri**

Er ist jung, schlank, sportlich. Doch der 32-jährige Malermeister aus Herisau kann nach der Arbeit oft nicht abschalten. Er fühle sich unter Druck, seit er das Geschäft seines Vaters übernommen hat. Was tun? Der Mann lässt sich in Zürich von Kopf bis Fuss untersuchen. Der medizinische Check-up in der Privatklinik zeigt: Der Patient ist kerngesund. «Es war schön, das mal bestätigt zu bekommen», sagt er. Der Herisauer war bereits der 10 000. Check-up-Patient der Klinik Hirslanden. Er erhielt einen Blumenstrauß.

Viele Menschen lassen mittlerweile ein Check-up machen, weil sie glauben, dass man das heute so macht. Auch wenn sie fit und nicht vorbelastet sind. Kostenpunkt je nach Aufwand und oder Klinik: ein paar hundert bis ein paar tausend Franken. Diese Verhaltensweise ist typisch für unsere Gesellschaft. Menschen lassen sich medizinisch untersuchen und behandeln, bevor sie krank sind. So schwindet der Unterschied zwischen krank und gesund. Die Patienten fordern heute alles medizinisch Machbare, so schnell wie möglich. Sie sind deshalb zu einem der grössten Kostentreiber im Gesundheitswesen geworden. Drei Faktoren begünstigen diese Entwicklung: der Glaube an die Technologie, das Internet und der Zeitdruck.

Technologie heilt alles

Nie war die Technikgläubigkeit bei Patienten grösser als heute. Dies hat mit den spektakulären Fortschritten in der Medizin zu tun, aber auch mit der Skepsis gegenüber Experten. Mathias von Eisebeck, Hausarzt in Hinwil, macht diese Erfahrung immer wieder. «Meine Untersuchung ist gerade bei Patienten mit Rücken-

schmerzen oft weniger wert als etwa eine Magnetresonanztomografie (MRI). Sie vertrauen Maschinen mehr als Menschen.»

Viele Patienten fürchten sich vor schlimmen Krankheiten, deshalb fordern sie ein bildgebendes Verfahren wie das MRI. Es beweist, dass alles gut ist. Auch James Koch erlebt dies oft. Er leitet die Permanence am Hauptbahnhof Zürich, eine Zwischenform von Notfallstation und Gemeinschaftspraxis, die täglich von früh morgens bis spät abends geöffnet hat. «Wenn jemand zu mir kommt mit Fieber und Gliederschmerzen, glaubt er meistens schon zu wissen, dass er unbedingt ein Antibiotikum braucht.» Dann könne er sich als Arzt entweder den Mund fuselig reden, oder er mache eine Blutentnahme. «Das Blutbild zeigt schwarz auf weiss, dass er keine bakterielle Entzündung hat. Erst dann glaubt mir der Patient.» Wird nicht geröntgt oder kein Blut abgezapft, sind die Patienten frustriert und fühlen sich nicht ernst genommen.

Der Technikglaube rühre wohl daher, dass Menschen ihre Körper nicht mehr so gut spüren, sagt Koch. Deshalb müsse man sich auf die Technik verlassen. Das eigene Wohlbefinden wird an Zahlen oder MRI geknüpft.

Dass sich die Patienten trotz den Bedenken vieler Hausärzte dennoch in die Röhre legen können, liegt letztlich an der hohen Dichte von MRI- und Computertomografie-Zentren in der Schweiz. Sie gehört laut Zahlen der

OECD zu den weltweit höchsten. Die Zentren müssen ausgelastet werden.

Sich medizinisch kontrollieren oder «durchchecken» zu lassen, liegt im Trend, und heute tut man dies nicht mehr nur, wenn ein Verdacht vorliegt, sondern man tut es präventiv und umfassend. Check-up-Zentren schießen deshalb aus dem Boden wie Pilze. Die Migros-Tochter Medbase etwa hat kürzlich ein Check-up-Zentrum gekauft. Sie will die medizinischen Kontrollen vor allem für Firmen anbieten. Auch die Privatklinik Hirslanden bietet diverse Check-up-Programme an, wo Blut, Urin, Herz-Kreislauf, Lungenfunktion und der Magen-Darm-Trakt untersucht werden, und beim «Executive-Check-up» sind sogar ein MRI, Ultraschall sowie ein Prostata-Screening dabei. Wer die richtige Zusatzkrankenversicherung hat, muss nicht einmal alles selber bezahlen. Aufwendige Check-ups wie die Dickdarmspiegelungen, Brust- und Prostatakrebs-Screenings sind aus Sicht der Schulmedizin allerdings höchst umstritten.

Mathias von Eisebeck, der auch im Vorstand der Akademie für Menschenmedizin sitzt - einem Verein, der sich für ein menschengerechtes und bezahlbares Gesundheitswesen einsetzt -, findet die Check-up-Kultur bedenklich. «Wir sind kein Auto, das jedes Jahr in den Service muss und einen Ölwechsel braucht», sagt von Eisebeck. «Ein Mensch kann auch zwei Wochen nach einem einwandfreien Check-up an einem Herzinfarkt sterben.» Solche Kontrollen werden heute missverstanden als eine Art Bescheinigung der eigenen Gesundheit. «Check-ups geben dem Patienten zwar für den Moment ein positives Gefühl, doch es währt nicht lange. Die Angst davor, dass etwas nicht in Ordnung ist, führt sie zu immer neuen Kontrollen. «Manchmal kommen sogar beunruhigte Raucher und wollen regelmässig eine Computertomografie oder einen anderen Test zur

Manchmal wollen Raucher Check-ups und regelmässige Tests zur Früherkennung von Lungenkrebs. Rauchen tun sie aber weiter.

Gesundheitskosten

Mehr Geld aus der eigenen Kasse bezahlen

Die Schweizer Haushalte müssen immer mehr Geld für Gesundheitskosten ausgeben. Von den über 71 Milliarden Franken, die pro Jahr für Spitalaufenthalte, Operationen, Arztbesuche oder Medikamente anfallen, berapen die privaten Haushalte zwei Drittel selber. Ein Drittel davon über die obligatorischen Krankenkassenprämien. Diese steigen jedes Jahr an - im Schnitt um 4 Prozent.

Nun will die Politik dafür sorgen, dass jene Patienten, die Kosten verursachen, einen etwas

grösseren Teil selber bezahlen müssen. Vor allem die tiefste Franchise von 300 Franken soll nach oben angepasst werden. Das Parlament beschloss im vergangenen Dezember eine entsprechende Gesetzesänderung. Die Hoffnung hinter diesem Entscheid: Je höher der Betrag, den die Versicherten pro Jahr selber bezahlen müssen, desto eher verzichten sie bei Bagatellfällen wie Schnupfen oder kleinen Wunden auf einen Arztbesuch. Das Kostenbewusstsein der Leute müsse gestärkt werden,

argumentieren die Befürworter. Wie hoch die Mindestfranchise künftig sein soll, ist noch nicht klar. Im Parlament war wiederholt von 500 Franken die Rede.

Ob eine höhere Mindestfranchise den erhofften Nutzen bringt, ist umstritten. Das Parlament hat einen Bericht in Auftrag gegeben, der sich mit dieser Frage beschäftigt. Das Papier liegt aber noch nicht vor. Eine Studie des Gesundheitsobservatoriums zeigt, dass Menschen mit tiefem Einkommen bereits heute aus Kostengründen nicht

zum Arzt gehen. Eine höhere Mindestfranchise könnte bewirken, dass solche Leute gar nicht mehr zum Arzt gehen, sagen Kritiker. Sie befürchten höhere Folgekosten für Patienten mit ernstesten Krankheiten, die sich viel zu spät behandeln lassen. Um dies zu verhindern, schlägt Christian Hess, ehemaliger Chefarzt Innere Medizin am Spital Affoltern, eine Alternative vor: Ein Selbstbehalt pro einzelne Leistung sollte eingeführt werden. Das würde ein Kostenbewusstsein auslösen. (ria.)

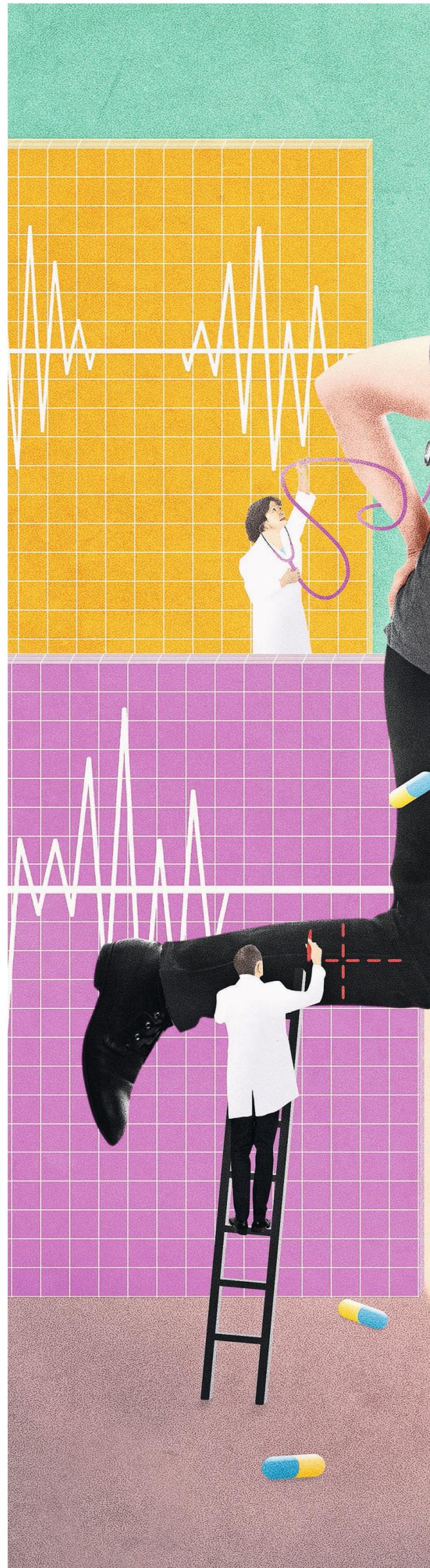




ILLUSTRATION: PHILIP BÜHLI



Marcel Salathé erforscht an der EPFL den Einfluss der Digitalisierung auf Gesundheitswesen.



Erika Ziltener ist Präsidentin des Dachverbands Schweizerischer Patientenstellen.



Mathias von Esebeck ist Hausarzt und Vorstandsmitglied der Akademie für Menschenmedizin.

Früherkennung von Lungenkrebs machen», sagt von Esebeck. «Rauchen tun sie aber munter weiter.» Eine Studie der Universität St. Gallen bestätigte unlängst das Kontroll-Bedürfnis: Mehr als jeder dritte Befragte wünscht sich in der Apotheke ein Check-up.

Die Technologiegläubigkeit wird von Spitälern und anderen Gesundheitsanbietern gefördert. «Den Leuten wird das Gefühl vermittelt: Alles ist heilbar, wenn man nur die richtige Behandlung durchführt», sagt Erika Ziltener, Präsidentin des Dachverbands der Schweizerischen Patientenstellen. Entsprechend hat auch das Bedürfnis der Leute zugenommen, perfekt behandelt zu werden. Als Ziltener versuchte, die Brustkrebs-Früherkennung (Mammografie) kritisch zu beleuchten, und in einem Merkblatt Vor- und Nachteile aufzählte, wurde sie angefeindet. Ziltener erinnert sich: «(Sie nehmen Krebstote in Kauf!), warf man mir vor.»

Auch das Heilsversprechen widerspiegelt sich in Zahlen. Jedes Jahr werden mehr Arztbesuche verrechnet. Zahlen des Krankenkassenverbands Santésuisse zeigen, dass die Konsultationen im ambulanten Bereich der Spitäler - dazu gehören die Notfallstationen, aber auch spitalinterne Fachärzte - seit 2011 prozentual am stärksten zugenommen haben: um 21 Prozent auf fast 13 Millionen Konsultationen pro Jahr. Der Patient geht heute auch immer öfter zu Spezialisten, für ihn ist oftmals nur das Beste und das Teuerste gut genug. Gemäss Santésuisse ist die Zahl der Konsultationen von Spezialärzten zwischen 2011 und 2015 um rund 15 Prozent auf 18,8 Millionen gestiegen.

Die Entwicklungen in der Technologie gehen jedoch über neue Diagnose- und Behandlungsmethoden hinaus. Der Trend geht zu einer permanenten Überwachung des eigenen Körpers zwecks Selbstoptimierung und Verhinderung jeglicher Krankheit. Self-Tracking nennt sich das. Hier steht die Technologie indes erst am Anfang. Heute benutzen Menschen tragbare Messgeräte wie die Apple Watch etwa oder Armbänder von Fitbit. Diese Produkte können vor allem eins: Schritte zählen. Ob sie die Träger auch fit machen, wie dies die Werbung suggeriert, ist noch unklar.

Marcel Salathé erforscht an der EPFL in Lausanne den Einfluss der Digitalisierung auf das Gesundheitswesen. «Solche Produkte sind nur erste Schritte in der technologischen Entwicklung. Bald wird man auch den Blutdruck messen können über eine App oder den Blutzucker über ein Pflaster am Bauch.» Salathé ist überzeugt, dass die Technologie in diesem Bereich noch riesige Fortschritte machen wird. «Künftig werden wir mit Sensoren und Apps, die wir am Körper tragen, und mit künstlicher Intelligenz auch Krankheiten diagnostizieren und behandeln können.» Viele bedeutende Firmen wie Google, Nestlé oder IBM investierten in solche Technologien. Noch hat die Zukunft jedoch nicht begonnen. Heute müssen Hausärzte oft jene Patienten behandeln, die beunruhigt in die Praxis kommen, weil deren Überwachungs-App einen kleinen Aussetzer oder eine andere Unregelmässigkeit im Schlaf oder Sport entdeckt hat.

Die Fortschritte in der Technologie haben ein Ziel: Sie sollen den Körper des Menschen optimieren und Krankheit völlig eliminieren. Hausarzt von Esebeck sagt dazu: «Wir verstehen das Leben nicht mehr als Balance zwischen Gesundheit und Krankheit, sondern als Abwesenheit von Krankheit.» Der Körper wird dauerüberwacht, aus dem Blick gerät aber der Mensch als seelisch-geistiges Wesen.

Halbwissen im Internet

Die ständige Angst des Patienten vor Krebs oder einem Herzinfarkt wird auch durch das Internet geschürt. Denn Dr. Google sagt einem immer alles. Aus einem Husten kann nach ein paar Klicks leicht ein Bronchialkarzinom werden, aus etwas Kopfweh ein Hirntumor. «Viele Patienten geraten in Panik, wenn sie im Internet ihre Symptome selber diagnostizieren. Sie sind verunsichert, da die Informationen oft nicht eingeordnet werden. Viele suchen gerade wegen des Internets Rat bei uns», sagt Felix Huber, Hausarzt in Zürich Altstetten.

Kein anderes Thema wird öfters gegoogelt als Stichworte zu Krankheiten und zur Gesundheit. Laut Fachleuten gehen geschätzte acht von zehn Patienten heute zuerst ins Internet, bevor sie einen Arzt konsultieren oder in die Apotheke gehen. Gerade jüngere, gut gebildete Menschen wollen rasch wissen, woran sie kranken. Sie kommen deshalb schon mit vielen Informationen zum Arzt oder Apotheker. «Die Patienten sind anspruchsvoller geworden. Oft stellen sie uns Apotheker oder Ärzte infrage», sagt Urs Hummel, Apotheker in Neuenhof.

Ob das Wissen dank dem Internet zugenommen hat, bezweifeln gerade Hausärzte. «Das Wissen, wie man mit Krankheiten umgeht, hat eher abgenommen», sagt Felix Hu-

ber. Manchmal landen die Patienten auf Websites mit falschen Angaben, oder sie missverstehen die Informationen. «Dann nehmen sie etwa bei einer Grippe homöopathische Tropfen statt ein fiebersenkendes Ibuprofen.» Dass derzeit alle Notfallstationen und Permanencepraxen mit Grippepatienten überrannt werden, zeigt dies eindrücklich. Eine Grippe ist in den meisten Fällen harmlos. Viele Menschen fürchten sich jedoch davor, vielleicht doch eine Lungenentzündung eingefangen zu haben. Was ein Notfall ist, bestimmt heute nicht der Arzt, sondern der Patient.

Die Flut an Informationen mag zwar manchen Internetnutzer überfordern, das Internet hat das Selbstbewusstsein der Patienten dennoch gestärkt. Der heutige Patient ist besser informiert oder glaubt es zumindest. Das wiederum prägt das Verhältnis zu den Ärzten beachtlich. Die Götter in Weiss gibt es nicht mehr. «Früher hinterfragte niemand, was der Hausarzt oder der Apotheker sagte. Heute muss man mit den Patienten gemeinsam Lösungen finden», sagt Apotheker Urs Hummel. Noch vor zehn, zwanzig Jahren war der Patient praktisch ein Besitz des Hausarztes. Wurde eine Praxis an einen Nachfolger übergeben, musste auch eine Summe für den Patientenstamm gezahlt werden. «Das wäre heute undenkbar», sagt Permanence-Leiter James Koch. «Heute ist der Patient mündig.»

Keine Zeit zu warten

Sind Patienten krank, duldet die Heilung keinen Aufschub. Sie wollen subito einen Arzttermin. Warten will niemand mehr, nicht einmal im Wartezimmer. Wer in die Permanence kommt, kann, statt zu warten, einkaufen gehen. Online sieht man jederzeit, wann man an der Reihe ist. Shoppen geht immer.

Die Maxime lautet: das Leiden so schnell wie möglich eliminieren. Der Arzt muss etwas machen, in jedem Fall. Niemand will heute einfach mal abwarten, bis sich ein schmerzhaftes Knie erholt. Niemand hat heute mehr Zeit, krank zu sein. Viele fürchten, bei der Arbeit unter Druck zu kommen oder ihre Stelle zu verlieren. Klar ist auch, dass medizinische Leistungen am besten 24 Stunden angeboten werden sollen. Deshalb boomen Notfallstationen an Bahnhöfen und in urbanen Zentren. Heute gibt es auch schon Notfallzentren für Frauen oder Kinder. Und wenn die Permanence geschlossen ist, nutzt man halt die Notfallstationen in Spitälern. Viele junge Menschen verzichten deshalb auch ganz auf einen Hausarzt, sie sind selten krank, dafür mobil.

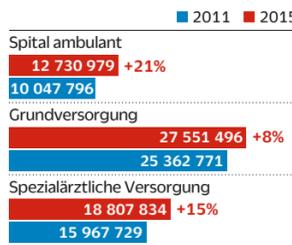
Therapieformen, die lange dauern, sind out. «Vor 20 Jahren gab es noch jahrelange Psychoanalysen mit mehreren Sitzungen pro Woche. Diese Behandlung existiert kaum mehr. Sie widerspricht unserem Zeitgeist. Das Gleiche gilt für Homöopathie», sagt der Zürcher Hausarzt Felix Huber.

Es erstaunt nicht, dass Detailhändler heute in den Gesundheitsbereich vorstossen. Sie sind Experten für Convenience- und Zack-zack-Produkte. Und genau das will der Kunde: bequem und jederzeit Gesundheit einkaufen. Die Migros besitzt bereits 35 Gesundheitszentren, dazu kommen Fitnessklubs und Wellness-Oasen. Noch gilt die Cumuluskarte aber nicht beim Arzt.

Die neue Selbstständigkeit zwingt die Politik dazu, klarer zu bestimmen, was zu einer Grundversorgung gehört und solidarisch finanziert wird - und was nicht. Alle Wünsche sind nicht zu erfüllen.

Mehr Arztbesuche

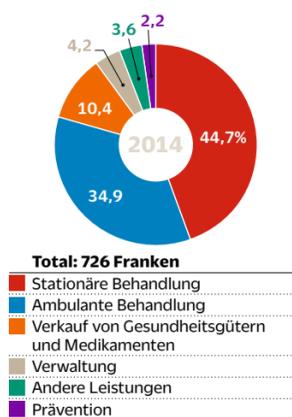
Anzahl Konsultationen pro Jahr



Quelle: Santésuisse

Teure Spitalaufenthalte

Kosten pro Kopf



Quelle: BFS

ANZEIGE

**GYMNASIUM & INTERNAT
KLOSTER DISENTIS**

Simon*

**ist in Disentis
gross geworden.**

**Wann fängt Ihre Tochter
oder Ihr Sohn bei uns an?**

Schnuppern in Gymnasium & Internat:
jederzeit nach Voranmeldung.
www.der-weg-nach-oben.ch

*Simon Jacomet,
Ski-Entwickler von ZAI